

3. Fortsetzung

Als Mrs. Lindsay das Hotel verließ, erhob sich ein Herr aus einem tiefen Sessel, in dem er, Zeitungen lesend, gesessen hatte, und fuhr mit dem Lift nach oben. Im zweiten Stock stieg er aus, blickte über den Gang, auf dem gerade von der anderen Seite ein Herr kam, und stellte mit einem schnellen Blick fest, daß das Zimmer Nr. 79 linkerhand lag. Er ließ den Herrn erst die Treppe hinabgehen und eilte dann zum Zimmer Nr. 79. Es war Mrs. Lindsays Zimmer.

Niemand war in der Nähe. Schnell öffnete er die Polstertür. Die dahinterliegende Tür war verschlossen, doch im Handumdrehen hatte er das Schloß mit einem Dietrich geöffnet. Schnell trat er ein und schloß hinter sich ab.

Aufmerksam um sich blickend, ging er durch das Zimmer. Neben dem Telefon fand er den Notizblock.

„Western 21. Street Nummer 32!“ Sie ist angerufen worden, hat also Bekannte hier und ist demnach nicht so fremd hier, wie sie behauptete“, sagte sich Inspektor Pigot befriedigt. „Dachte es mir schon, als sie in Des-Moines vom Fenster aus jemandem zunichte.“

Er legte den Block wieder hin und ging zum Tisch. Eingehend untersuchte er die Tischdecke und entdeckte eine Anzahl glitzernder Splitter, die er durch die Lupe betrachtete. Splitter einer zerdrückten Perle.

Dann sah er sich weiter um, durchsuchte den Schrank, Koffer und Schubladen, ohne etwas von Bedeutung zu finden, und verließ unbemerkt das Zimmer, schloß es hinter sich ab und ging nach unten.

Als er durch die Halle auf den Ausgang zu schritt, winkte ein Mann vor dem Hotel eine Taxe herbei, die in dem Augenblick vorfuhr, als Pigot die Straße betrat.

„Frei? — Schön! Zur Western 21. Street! — Aber fix!“

„Sehr fix, Sir!“

Der Schlag schloß sich hinter Pigot, der Wagen zog an und brauste davon, bis er von dem mächtigen Verkehr verschlungen wurde und sein Tempo mäßigen mußte.

Pigot trommelte ungeduldig mit den Fingern gegen die Scheibe, es ging ihm zu langsam. — Doch bald bog der Wagen über den Michigan-Kanal in die Kanalport Avenue und gelangte in die 22. Street. Auf der geraden, nach Westen führenden Straße ging es nun schneller.

Plötzlich stoppte der Fahrer an einer Seitenstraße, schwenkte hart ein und hielt in kurzem Bogen auf eine Toreinfahrt zu. Der Wagen schoß durch die Einfahrt, überquerte einen mit Fässern und Kisten bedeckten Hinterhof und verschwand in eine offenstehende Garage, deren Torflügel sich hinter ihm schlossen. Mit einem scharfen Ruck hielt er an.

„Nanu!“ Pigot zog seinen Browning.

Doch zu spät! Die Mündungen zweier Colts streckten sich ihm entgegen.

Netter Reifall! dachte er ärgerlich. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Hände hochzuheben.

Es war kurz vor fünf Uhr, als Mrs. Lindsay wieder die Halle ihres Hotels betrat und mit dem Lift nach oben fuhr.

Einige Minuten später kam Webb mit einem Strauß dunkelroter Rosen in der Hand. Er ließ sich Mrs. Lindsay melden und wartete.

Gleich darauf sah er sie die breite Treppe herabkommen. Sie hatte in einer kleinen Eitelkeit absichtlich diesen Weg gewählt und nicht den Lift, da sie wußte, daß sie mit ihrer schlanken Figur und dem hellen Kostüm auf dem roten Velour, der die Treppe bedeckte, einen besonders guten Eindruck machte.

Webb eilte ihr entgegen, überreichte ihr die Rosen und versicherte strahlend: „Sie sind zaubernd schön, Simonetta!“

Sie streckte ihm lächelnd die Hand hin und sagte: „Sie haben es mich doch diese Nacht so gelehrt: willst du geliebt werden, so wisse zu gefallen!“

„Wollen Sie geliebt werden, Simonetta?“

„Ich habe es nur allgemein gesagt“, wich sie seiner Frage lächelnd aus. „Übrigens, wie ist Ihr Vorname?“

„Fred.“

„Fred —“ wiederholte sie leise, und es war Webb, als erschauerte sie unmerklich. „Fred heißt auch mein Mann“, fügte sie wie abwesend hinzu. „Doch kommen Sie!“

Sie winkte einen Boy heran und trug ihm auf, die Blumen auf ihr Zimmer zu bringen und in Wasser zu stellen.

Dann wandte sie sich wieder an Webb: „Und was haben Sie beschlossen? Wie verbringen wir den Rest des Tages?“

„Ich denke, wir bummeln erst etwas durch das Geschäftsviertel und fahren dann zu mir nach Hause. Ich möchte Ihnen das Bild Botticellis zeigen, Simonetta.“

„Ich bin wirklich darauf gespannt, die Frau zu sehen, der ich gleichen soll und die schon mehrere Jahrhunderte vor mir als mein Ebenbild gelebt hat.“

Er war glücklich, daß sie diesmal nichts gegen seinen Vorschlag eingewendet hatte, und verließ in bester Laune an ihrer Seite das Hotel.

Sie kam ihm jetzt sehr frisch und heiter vor, anders wie am Morgen, gleich nach der Reise, sie schien sich gut ausgeruht zu haben. Fröhlich plaudernd schritt sie neben ihm her über die sonnenüberflutete Washab Avenue, gefolgt von den bewundernden Blicken vieler Straßenpassanten.

„Mit dem da stimmt etwas nicht!“ meinte ein Hoteldiener zum Clerk, als ein vornehm gekleideter älterer Herr die Treppe herabkam, sich einen Augenblick in der Halle umsah, als suche er jemanden, und schließlich durch die Drehtür auf die Straße trat.

„Mit wem? Mit Mr. Webb?“ fragte der Clerk verwundert. Er war noch in Gedanken bei diesem und bei der schönen Frau und hatte den anderen Herrn gar nicht bemerkt.

„Nein, ich meine Mr. Roland. Er ging gerade nach draußen.“

„Mr. Roland?... Wieso?“ Er sah den Diener aufmerksam an.

„Er nennt sich Ernest Roland, auf seinem Koffer stehen aber die Anfangsbuchstaben R. S. Demnach müßte er doch anders heißen.“



Kriminalroman von H. A. Wagener · PRISMA-VERLAG, DETMOLD

„Vielleicht reist er incognito“, meinte er nachdenklich, um nach einer Pause überzeugt fortzufahren: „Jedenfalls ist er ein sehr vornehmer Herr, das sieht man doch.“

Der Diener zuckte mit den Schultern. Er schien nicht so sehr überzeugt davon wie der Clerk. Dieser schnitt ihm mit einer unzweideutigen Handbewegung das weitere Wort ab. Mr. Roland war für ihn ein Gentleman, ganz gleich, welche Initialen er auf seinem Koffer hatte, und damit basta!

Der Herr, von dem gerade die Rede war, nahm vor dem Hotel eine Taxe und ließ sich zur Waveland Avenue fahren, zum Hause Professor Webbs. Er hörte von dem Diener, daß Webb nicht anwesend sei und wohl auch erst am späten Abend zurückkommen werde, da er Besuch habe.

„Schade!“ meinte Mr. Roland. „Ich bin ein guter Bekannter von Mr. Webb und hätte ihn gern in einer dringenden Angelegenheit gesprochen.“ Er versprach, am anderen Tage wiederzukommen, und verabschiedete sich, ohne seinen Namen genannt zu haben.

Jack blickte ihm mit krauser Stirn nach. Irgendwo hatte er den Herrn schon mal gesehen, darüber war er sich im klaren — aber wo? Nachdenklich schloß er die Tür.

Webb führte Mrs. Lindsay von Geschäft zu Geschäft. Überall gab es für die schöne Frau sehenswerte Dinge.

Plötzlich blieb sie vor einem großen Juweliengeschäft stehen und rief entzückt: „Sehen Sie, welch feines Geschäft, Fred!... Wundervolle Schmucksachen! Die muß ich mir ansehen.“

„Es ist Halsted — von dem wir heute morgen sprachen“, erklärte Webb.

Sie dachte angestrengt nach, entsann sich aber daran nicht mehr. Die herrlichen Auslagen begeisterten sie so sehr, daß sie alles andere um sich vergaß.

„Oh, wie herrlich!“ jubelte sie mit kindlich anmutender Freude. „Sehen Sie nur — das Brillantarmband! Und dort der Halskamm aus Perlen und Brillanten!... Wundervoll!“

„Halsted hat noch schönere Sachen, die aber nicht in die Auslage kommen.“

„Oh, die möchte ich einmal sehen!“

„Er wird sie uns gern zeigen, denn er ist ein guter Bekannter von mir.“

„Fabelhaft!... Ich möchte nämlich einen Schmuck kaufen — das Halsband dort gefällt mir zum Beispiel ausnehmend gut.“

Webb sah sie überrascht an. „Es wird ein Vermögen kosten, Simonetta“, sagte er und bedauerte zugleich, nicht so reich zu sein, ihr den Schmuck zu Füßen legen zu können.

„Oh, ich habe mein Scheckbuch bei mir“, sagte sie leichtsin und mit einer Selbstverständlichkeit, aus der Webb ersah, daß sie gewohnt war, über größere Beträge zu verfügen.

„Aber heute nicht mehr“, lenkte er ab. „Jetzt möchte ich Ihnen das Bild Botticellis zeigen... Sie sind doch einverstanden, Simonetta?“

Sie wandte sich von den glitzernden Herrlichkeiten ab und sagte mit einem zärtlichen Lächeln in den Augen: „Schön! Fahren wir also zu Ihnen nach Hause! Ich freue mich wirklich auf das Bild.“

Sie nahmen eine Taxe und fuhren zur Waveland Avenue.

Jack kam ihnen entgegen und nahm ihnen die Garderobe ab. Hierbei berichtete er von dem Besucher, der sich für einen guten Bekannten ausgegeben, seinen Namen aber nicht genannt hatte.

Webb wußte nicht, um wen es sich handelte, zerbrach sich auch nicht den Kopf darüber, denn seine Gedanken galten ausschließlich seiner schönen Begleiterin.

Er führte sie von Raum zu Raum, um ihr seine Wohnung zu zeigen, bis sie schließlich in sein Arbeitszimmer gelangten.

„Man merkt gar nicht, daß hier eine Frauenhand fehlt“, meinte sie schelmisch lächelnd, „alles ist hübsch und ordentlich, überall stehen sogar Blumen.“

„Doch — Jack sorgt ganz gut für mich... Aber sonst stehen hier nicht so viel Blumen.“

„Wohl meinetwegen?“

„Ja, Ihre Wege, Simonetta — Und hier ist das bewußte Bild!“

Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu dem Gemälde, das er seinem Schreibtisch gegenüber hatte aufhängen lassen, als wollte er es selbst noch bei seiner Arbeit vor Augen haben.

„Das ist also die berühmte Simonetta, nach der Sie mich nennen!“ rief Mrs. Lindsay, von dem Gemälde entzückt. „Ich muß es mir genau ansehen, Fred —“

Lange stand sie schweigend vor dem Bild und betrachtete es. Ja, die Ähnlichkeit war überraschend, das mußte sie zugeben. Und in sie hatte sich Webb verliebt und sie zur Frau seiner Träume erhoben? Welche Gefühle mögen ihn bewegt haben, als er mich zum erstenmal sah? fragte sie sich gerührt.

Sie legte ihre Hand leicht auf seinen Arm und fragte, ohne eine Bemerkung über die außerordentliche Ähnlichkeit zu machen: „War sie eine gute Frau?“

„Das sieht man ihr doch an!“ erwiderte Webb über ihre Frage verwundert.

„Kann man das einer Frau stets ansehen? Kann man sich auch nicht täuschen, Fred?“

„O ja, man kann sich auch in einer schönen Frau täuschen. Aber in dieser da nicht. Vornehmer Sinn und ein edles Herz sprechen aus jedem ihrer Züge. Sehen Sie, wie sehr Sie ihr gleichen?... Jeder Mensch hat seinen Doppeltgänger, in der Gegenwart, der Vergangenheit oder selbst in der Zukunft... Sie haben ihn in der Vergangenheit, Simonetta.“

„Wirklich — ich glaube selbst, daß ich ihr gleiche.“

Ernst und schweigend hingen ihre Augen noch eine Weile an dem Gemälde. Dann wandte sie sich unvermittelt ab, mit einem wehmütigen Zug um den Mund, und ging ebenso unvermittelt auf ein anderes Thema über.

Webb sah sie verwundert und prüfend an. Was hatte sie nur?

Doch er drang nicht in sie, sondern sagte: „Jack hat auf der Terrasse für uns gedeckt. Heute nur ein kleiner Imbiß, aber Sie werden mir erlauben, Ihnen zu Ehren eine kleine Abendgesellschaft zu geben, Simonetta.“

„Übertreiben Sie es nicht, mein Freund!“ bat sie freundlich. „Wir kennen uns ja erst seit ein paar Stunden.“

„Möchten Jahre daraus werden!“ sagte er herzlich, indem er ihren Arm nahm und sie auf die Terrasse führte, wo unter reichem Blumenflor der Tisch gedeckt war.

„Oh, wie schön!“ rief sie strahlend. „Und alles für mich?“

„Für Sie, Simonetta!... Betrachten Sie die dunklen Rosen als den Ausdruck meiner Gefühle für Sie!“

Über ihr Gesicht huschte flüchtig ein Schatten, doch sie lächelte sogleich wieder und nahm Webb gegenüber Platz.

Während des Essens kam sie wieder auf Halsted zu sprechen. „Es ist doch sicher nicht so ungefährlich für ihn, solch große Werte in seinen Geschäftsräumen zu haben. Wie leicht könnte er einmal beraubt werden.“

„Davor wird sich ein erfahrener Verbrecher hüten. Das Geschäft ist mit den modernsten Sicherheitsvorrichtungen versehen.“

Sie zeigte großes Interesse für diese Einrichtungen, und Webb erzählte ihr, was er darüber wußte. Dabei speiste sie mit ausgezeichnetem Appetit, seit langem zum erstenmal, wie sie lächelnd bemerkte, und plauderte lustig drauflos.

„Was machen wir nachher?“ erkundigte sich Webb. „Wie wäre es mit einem Besuch der Oper? Oder wollen wir hierbleiben?“

Sie entschied sich für die Oper, als er ihr sagte, daß die Butterfly gegeben werde. „Ich muß mich aber vorher umziehen, Fred.“ Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. „Es wird Zeit für mich —“

„Es würde mich sehr glücklich machen, Sie öfter bewirten zu dürfen, Simonetta... Gefällt es Ihnen bei mir?“ fragte er warm.

Sofort veränderte sich ihr Gesichtsausdruck; er wurde ernst, und es war Webb sogar, als liege darin ein gewisser Anflug von Trauer oder Niedergeschlagenheit, wie sie erwiderte: „Ja, bei Ihnen gefällt es mir sehr gut — in Ihrer Nähe fühle ich mich so geborgen.“

Er küßte ihr die Hand. „Es macht mich glücklich, dies zu wissen, Simonetta“, sagte er beglückt von ihrer Offenheit.

Sie wandte sich zum Gehen, als befürchte sie eine weitergehende Erklärung, der sie ausweichen wollte. Er bemerkte es und konnte nur schwer seine Enttäuschung verbergen.

Er trug Jack auf, Mrs. Lindsay zum Hotel zu fahren, begleitete sie zum Wagen und verabschiedete sich von ihr.

Etwas niedergeschlagen kehrte er ins Haus zurück. Er verhehlte sich nicht, daß er richtiggehend verliebt sei, glaubte auch davon überzeugt sein zu dürfen, daß er ihr nicht gleichgültig sei, doch warum bog sie immer wieder das Gespräch ab, sobald er es auf sein jäh erwachtes Gefühl bringen wollte? Dachte sie vielleicht an ihren Mann, den sie verlassen hatte? Und dann diese ernsten, ja traurigen Augen, mit denen sie ihn wiederholt angesehen hatte! Schien sie ihn nicht manchmal fast zu bedauern? Vielleicht mußte sie sich auch noch dazu durchringen, sich nun ganz und für immer von ihrem Mann zu trennen?

Nein, er mußte ihr Zeit lassen und durfte sie nicht allzu heftig bedrängen.

Mrs. Lindsay machte wie immer bedächtig Toilette. Jede ihrer Handlungen war wie eine Zeremonie. Immer wieder prüfte sie ihr Aussehen im Spiegel. Doch sie hatte nicht nötig, kosmetische Kniffe anzuwenden, die Natur hatte sie so reich mit Schönheit beschenkt, daß sie nicht nachzuhelfen brauchte.

Sie wählte ein champagnerfarbenes Abendkleid aus schwerem Taft und hatte sich eben umgekleidet, als das Telefon klingelte.

Sie zuckte zusammen. Einen Augenblick stand sie zögernd da, als ringe sie mit einem Entschluß, doch als es nochmals klingelte, ging sie langsam und schwerfällig, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, zum Apparat und ergriff zitternd den Hörer.

„Esther Lindsay!“ hauchte sie, ihr Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. Eine Weile lauschte sie schweigend in den Hörer, dann sagte sie zögernd: „Ja, ich war bei Webb. Wir gehen gleich in die Oper. Ja, ja, ich bin pünktlich da —“

Sie legte den Hörer auf und setzte sich aufs Bett. Eine Weile verharrte sie, wie leblos vor sich hinstarrend. Erst durch ein Klöpfen an die Tür wurde sie aus diesem apathischen Zustand gerissen. Sie erhob sich und rief tief seufzend: „Herein!“

Professor Webb trat ein, wiederum einen Strauß Rosen in der Hand.

„Jedesmal, wenn ich Sie sehe, sind Sie so zaubernd, Simonetta“, begrüßte er sie.

„Willst du geliebt werden, so wisse zu gefallen!“ scherzte sie, indem sie mit beiden Händen die Blumen entgegennahm. „Sie entsinnen sich doch, mein Freund?“

„Ach, Sie wollen ja in Wirklichkeit gar nicht geliebt werden“, entgegnete er mit einem Seufzer.

Ihr Lächeln verlor sich sogleich. „Ich will nicht? Sie irren, Fred! Ich — ich —“ Sie unterbrach sich und schwieg.

Webb glaubte in ihrem Gesicht einen schmerzlichen Zug wahrzunehmen. „Wie soll ich das verstehen, Simonetta?“

Sie ging auf seine Frage nicht ein, es schien fast, als habe sie sie gar nicht gehört. „Kommen Sie, es wird Zeit!“ sagte sie hastig.

Sie nahm einen weißseidenen, mit Pelz besetzten Umhang und ließ ihn sich von Webb um die Schultern legen. Er wäre gern tiefer in sie gedrungen, doch ließ er enttäuscht davon ab. Sie war offenbar jetzt nicht geneigt, sich ihm tiefer aufzuschließen.

In der Oper erregte seine schöne Begleiterin berechtigtes Aufsehen. Webb empfand es mit Stolz, und dieser steigerte seine Verliebtheit so sehr, daß er bald für nichts anderes mehr Augen hatte als für die schöne Frau an seiner Seite.

Mrs. Lindsay war sehr still. Doch schien die Tragik der Oper und der Rausch der Musik ihre Wirkung auf sie nicht zu verfehlen.

Sie war dann auch nach der Vorstellung, als sie noch im Hotel bei einem Glase Sekt saßen, still und einsilbig. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, und so erklärte sie denn auch bald, sie sei müde und wolle sich zurückziehen. Da sie sich am Morgen ausschlafen wollte, verabredeten sie sich erst für den Mittag, um irgendwo zusammen zu speisen.

Webb verabschiedete sich etwas enttäuscht und ging den Weg nach Hause zu Fuß.

Es mochte Mitternacht sein, als ein Wagen die Waveland Avenue hinauffuhr und eine kurze Strecke vor dem Hause Webbs hielt.

Zwei Männer stiegen aus und gingen zu Fuß weiter. Die Nacht war dunkel.

Vor dem Hause Webbs machten sie halt, lauschten eine Weile und traten dann in den Vorgarten, schlichen auf das Haus zu und gingen, als sie alles still und dunkel fanden, zur Hinterfront. Hier betraten sie die Terrasse und machten sich an der Tür zu schaffen, die sie mit einem Nachschlüssel öffneten. Dann traten sie ein.

Geräuschlos wie zwei Schatten schlichen sie von Raum zu Raum. Ab und zu huschte der Lichtschein ihrer Taschenlampe die Wände entlang, um sich dann wieder schnell auf den Boden zu senken.

So gelangten sie zu Diele und von dort zur Haustür. Sie überzeugten sich, daß diese verschlossen war und innen keinen Riegel besaß, traten in die Diele zurück und gelangten in einen schmalen Flur, an dessen Ende sich die Treppe befand, die zur Küche führte. Sie stiegen hinab, der Lichtstrahl ihrer Lampe tastete die Wände ab und machte an einem Schlüsselbrett halt.

Einer von ihnen wählte einige von den Schlüssel aus und eilte damit die Treppe hinauf.

Dies war zu der Zeit, als Professor Webb in den Vorgarten trat und auf die Haustür zuing. Im Begriffe, den Schlüssel ins Schloß zu stecken, stutzte er. Durch das Fensterchen in der Tür hatte er einen Lichtschein wahrgenommen.

War es Jack? Nein, der hätte die Deckenbeleuchtung angemacht. Merkwürdig!

Bewegungslos verharrte er eine Weile. Dann öffnete er vorsichtig und trat leise ein. Er machte Licht. Nichts rührte sich. Er sah sich weiter um. Nichts.

Schließlich ging er von Raum zu Raum, prüfte Schränke und Schubladen, aber es fehlte nicht das geringste. Doch dann entdeckte er in der Küche, daß die Außentür nur angelehnt war. Sollte Jack vergessen haben, sie abzuschließen?

Nein, es mußte jemand im Haus gewesen sein, wie der Lichtschein bewies, den er durch das Türfenster gesehen hatte. Auch versicherte Jack, die Küchentür abgeschlossen zu haben.

Webb begab sich zur Ruhe. Aber er konnte nicht einschlafen. Allein schon der Gedanke an Simonetta hielt ihn wach. Und nun kam der geheimnisvolle Besuch in seinem Hause noch hinzu. Was mochte man bei ihm gesucht haben? Besondere Reichtümer besaß er nicht, und man hatte auch nichts gestohlen. Vielleicht auch hatte er den Einbrecher gestört, und dieser war geflüchtet, bevor er seine Absicht hatte ausführen können.

Ruhelos wälzte er sich hin und her.

An diesem Morgen, es war kurz vor zehn Uhr, verließ Mrs. Lindsay das Hotel, nachdem sie auf ihrem Zimmer gefrühstückt hatte, und fuhr zur Western 21 Street.

Sie schien bereits erwartet zu werden, denn als sie auf das einfache, etwas verkommen wirkende Haus mit der Nummer 32 zuschritt, öffnete sich sogleich die Haustür. Einen Augenblick später verschwand sie im Halbdunkel des Flurs.

Wie von selbst öffnete sich auch die Tür eines seitlich gelegenen Zimmers, in das durch schwere, schmutzgelbe Gardinen gedämpftes Licht fiel. Zögernd trat sie ein. Hinter ihr schloß sich geräuschlos die Tür. Unheimliche Stille herrschte.

Sie ging zu einem Sessel, der, vom Fenster abgewandt, neben einem Tisch stand, und verharrte eine Weile lauschend. Dann gewahrte sie an der Wand sich gegenüber im Halbdunkel den Schatten eines Mannes, der sich langsam aus seiner Umgebung löste und auf sie zukam.

Mit einem Schlage wich alles Straffe und Selbstbewußte von ihr. Sie ließ sich seufzend in den Sessel fallen und starrte Tom Teacher an, der sich ihr schweigend näherte.

Es war der Mann, der vor Omaha die Notbremse gezogen und den Zug verlassen hatte.

„Was soll ich?“ hauchte sie tonlos. Es war, als habe sich plötzlich ihrer eine fremde Gewalt bemächtigt, die ihren Willen lähmte und ihren Geist umschattete.

„Der Schmutz ist größtenteils falsch!“ sagte Tom Teacher und trat dicht an sie heran.

Esther Lindsay bäumte sich auf. Man sah, daß dieses Aufbegehren sie ihre ganze Kraft kostete. „Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr, verstehst du? Ich weiß nicht, was ich schon alles getan habe, die Erinnerung daran fehlt mir, aber ich ahne, daß es nichts Gutes ist... Gib mich frei, Tom, ich bitte dich, oder —“

Fortsetzung folgt